

# Bärner Platte

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 46

PDF erstellt am: **10.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Ein Berner namens Höltschi Paul

war erstens dumm und zweitens faul und drittens vorteilhaft verwandt; drum ist er heute Fabrikant.

## Der Mundwurf

Eigentlich sollte es «Maulwurf» heißen, aber da es meine Mitbürger betrifft, möchte ich nicht unhöflich wirken.

In Bern leben seit Jahren zahlreiche Mundwürfe, und zwar fast ausschließlich im Baugewerbe. Es sind dies Leute, denen unsere vielgerühmten Lauben noch zu offen sind, indem ja von der Straßenseite her noch Tageslicht in sie dringt. Darum wühlen sie, wie ihre vierbeinigen Vorbilder, Seitengänge in die Häusermassen, bis sie auf der andern Seite blinzelnd wieder an den Tag kommen. Dort entstehen dann Mundwurfshaufen, die durch plakatbeklebte grüne Bretterwände geschützt und gelegentlich unter großer Staub- und Lärmentwicklung sogar weggeschafft werden.

Solche Seiten- und Quergänge nennt man in unserem heimischen Dialekt «Passagen». Es ist mir noch nie gelungen, sie zu Ende zu zählen, denn immer, wenn ich bedächtig durchs Rohr schreite, um dies zu tun, entstehen hinter mir wieder neue. Mit einiger Sicherheit kann ich nur melden, daß es gegenwärtig zwischen Spital- und Neuengasse deren vier gibt, wovon eine sich sogar noch gabelt.

Wenn das so weitergeht, ist unser Stadtkern eines Tages irrgartenartig unterhöhlt, und es werden SOS-Telephone eingerichtet werden müssen, damit Verirrte sich von der Polizei abschleppen lassen können. Die Orientierung ist nämlich insofern recht schwierig, als sich diese vertrackten Passagen alle sehr ähnlich sehen: ein Kiosk, ein Tea Room und eine Menge von modernen Geschäftslokalen, die eröffnet wurden, weil man aus den sündhaft

teuren Liegenschaften möglichst viel herausholen will oder muß.

Womit wir uns allmählich zu Höhenbewohnern zurückentwickeln. Aber wenn diese Entwicklung weiter anhält, werden die bernischen Mundwürfe eines Tages so viele Passagen gebaut haben, daß diese sich berühren und zwischen ihnen nichts mehr Platz hat, so daß die großen Häuserblöcke der Innenstadt überhaupt kein Erdgeschoß mehr besitzen und nur noch auf Pfählen ruhen. Dann haben wir wenigstens wieder die Stufe der Pfahlbauer erreicht.

## Da ich ein Knabe war ...

Die Zeiten haben sich verändert. Ich möchte nicht sagen, die Welt sei schlechter geworden; aber mindestens in einer Hinsicht traure ich meiner fernen Jugendzeit nach:

Wie schön war es doch damals, als wir im Gymnasiastenalter ins Theater gingen! Wir wuschen uns nach hastigem Nachtessen Hals und Ohren, stülpten das Sonntagswams über und brachen früh genug auf, um noch vor Beginn der Aufführung den langen Aufstieg zum dritten Rang hinter uns zu bringen. Mit angezogenen Knien saßen wir im knarrenden Holzgestühl und verfolgten mit starken Feldstechern das Geschehen auf der fernen Bühne. In den Pausen zogen wir ein Reclam-Bändchen (20 Rappen im Antiquariat) aus der Tasche und lasen den Text nach.

Ein Schauspiel kam uns auf 60 Rappen zu stehen, eine Oper auf einen Franken. Eine Minute «Lohengrin» kostete weniger als einen halben Rappen.

Heute ist das nicht mehr so. Nur das Hals- und Ohrenwaschen ist geblieben, obschon das nun mehr symbolisch als notwendig ist. Die Preise aber sind gestiegen: je tiefer der Platz, desto höher die Eintrittsgebühr. Eine Minute Wagner kommt jetzt auf rund 5 Rappen zu stehen, und wer – sei es auch nur aus physischen Gründen – der Muse von

Bayreuth nicht mehr gewachsen ist und sich ins Schauspiel flüchtet, muß immer noch mit 4,7 Minutenrappen rechnen.

Das ginge ja noch, denn schließlich haben wir Hochkonjunktur. Doch auch die anderen Umstände sind widriger geworden. Kurzsichtig bin ich zwar immer noch – aber versuchen Sie einmal, im I. Parterre einen 6×24-Armeefeldstecher in Anschlag zu bringen! Das ungehaltene Zischeln ringsum vermöchte sogar das Rascheln der Bonbon-Papiere zu übertönen. In meinem Alter darf man sich nur noch jener lächerlichen Operngläser bedienen, die mehr aus Perlmutter als optisch wirksam sind.

In der Pause darf man sich auch nicht mehr durch Lektüre weiterbilden – man muß gebildet tun. Man steht edel herum, sucht Blick- und Nickverbindung mit prominenten Bekannten und macht tief-sinnige Bemerkungen zur Kunst. Vorbei sind die Zeiten, da wir im Ausgangsgedränge nach einer «Faust»-Aufführung die Leute schokkierten, indem wir laut und schwärmerisch sagten: «Ja dieser Schiller!» Heute darf man in der gleichen Situation höchstens noch bemerken: «Eigentlich viel metaphysischer konzipiert als bei Turgenjew», wobei es hinwiederum gar nicht darauf ankommt, ob das ein Unsinn sei oder nicht.

Und noch etwas: In unserer Jugend hatten wir das schöne Recht, bedingungslos begeistert zu sein. Vom «Käthchen von Heilbronn» waren wir ganz einfach bezaubert, ohne zu merken, daß das Bühnenbild nicht ganz mit der Konzeption des Regisseurs harmonierte, daß der zweite Akt zu schleppend war und die Diktion der Titelheldin zu wünschen übrig ließ. Solches lernten wir erst später aus den Zeitungen, und jetzt schrecken wir vor uneingeschränktem Lob zurück, weil wir damit rechnen müssen, nicht ernstgenommen zu werden. Es gehört halt einfach zum guten Ton, die Darbietungen des Stadttheaters zu kritisieren, und wer da nicht mitmacht, versteht nichts von Kunst.



## Mit aller Sorgfalt

bereitet sich GRINDELWALD auf die kommende Wintersaison vor. Bereits im Dezember beginnt sein Programm unter dem Motto: «Schon frühzeitig in Form» unter Mitwirkung der besten Skilehrer. Ein Programm, das allen Ansprüchen gerecht wird. – Verlangen Sie den interessanten Prospekt!

Wer sagt da: «Verstehen heißt verstehen?»

Der muß noch sehr jung sein.

## Der rollende Duden

Daß das Hochdeutsche für uns eine Fremdsprache ist, merke ich immer wieder. Was mieche (machte?) ich ohne den Duden?!

Zwar besitze ich nur ein Exemplar aus dem Jahre 1942, in dem noch Ausdrücke wie *Reichsbräuteschule* und *Reichslautsprechersäule* stehen, aber manchmal bin ich doch recht froh, darin nachschlagen zu können, ob man *Witwe* mit einem oder mit zwei t schreibt. Es gibt einfach Worte (Wörter?), an denen ich immer wieder irr (irre?) werde.

*Hahn* ist so eines. Wie lautet die Mehrzahl? «Frühmorgens, wenn die Hähne krähen ...», das ist klar. Wenn es aber nicht ein Tier ist, sondern ein Gegenstand, den man beim Eisenwarenhändler in der so seltsam benannten «Armaturen»-Abteilung kauft, dann beginne ich zu schwimmen. Heißt es *Wasserbahn* oder *Wasserbahnen*? Bitte, was meinen Sie? Vom Dialekt aus möchte ich *Wasserbahnen* sagen, schon nur um einer Verwechslung mit einem männlichen Wasserhahn vorzubeugen – aber so ganz wohl ist mir dabei auch nicht.

Greifen wir also zum Duden! Der zieht sich elegant aus der Affäre, indem er hinter *Hahn* schreibt: *Seltener: Hahnen*. Wer also den Duden gelesen hat und somit über eine gewisse Bildung verfügt, darf, ohne zu erröten, *Wasserbahnen* sagen. Und was die Mehrzahl betrifft, lehrt uns Herr Duden: *Hähne (seltener und in der Technik: Hahnen)*. Ha, da kann uns also nichts mehr passieren!

Was aber hat das alles mit Bern zu tun? Das werden Sie gleich sehen. In den Fahrzeugen unserer städtischen Verkehrsbetriebe befinden sich nämlich bei den Türen rotgestrichene Hebel, die man in Notfällen betätigen kann. Es macht dann: «Pffff!», und die Tür springt auf. Damit nun jeder den Zweck dieser Einrichtung klar erkennt, steht dabei auf einem Täfelchen: *Nothahn*. Und jetzt sehen Sie das Problem, das sich den bernischen Verkehrsbehörden stellte, als sie jene Täfelchen anbrachten. «Nothahn oder Nothahnen», das war hier die Frage. Sie haben sie mit echt bernischem Sinn für Proportionen beantwortet, wenigstens in einigen Wagen älteren Datums. Dort findet man auf den ersten Blick das erwähnte Täfelchen mit *Nothahn*, auf dem Nothahn selber jedoch, mit roter Farbe überstrichen, weil seltener, aber doch noch sichtbar, das Wort *Nothahnen*. Ganz im Sinne des Duden!

Da sieht man wieder einmal, wie Reisen bildet! Ob in einem TEE-Zug oder in einem Berner Bus, spielt dabei keine Rolle. Da kräht kein Hahnen danach.

Ueli der Schreiber